

## **Internationales Bodensee-Symposium 2016**

### **„Das Museum für alle – Imperativ oder Illusion?“**

#### **Tagungsbericht**

**Dr. Klaus Weschenfelder**

„Stoppt die Banalisierung“ forderte unlängst der Karlsruher Kunsthistoriker Wolfgang Ullrich (DIE ZEIT vom 26.3.2015), und beklagte den missionarischen Drang von Kunstvermittlern, alle Milieus zu erreichen und dabei so zu tun, als verlange die Beschäftigung mit der Kunst keine Zugangsvoraussetzungen. Dieser Warnung vor einer Verharmlosung von musealen Inhalten steht der entschiedene politische Wille entgegen, Museen zu Instrumenten von Inklusion und Integration zu machen. Der damalige Staatsminister Bernd Neumann als Beauftragter des Bundes für Kultur und Medien in Deutschland brachte dieses Postulat auf den Punkt, als er anlässlich der Eröffnung der Tagung des Deutschen Museumsbundes „Alle Welt ins Museum? Museen in der pluralen Gesellschaft“ im Mai 2012 in Stuttgart das Fragezeichen im Tagungsthema beanstandete. Auch flankieren längst internationale Konventionen und nationale Gesetze den Inklusionsgedanken. Bei all diesen aktuellen Tendenzen sollte aber nicht in Vergessenheit geraten, dass sich Museen auch ohne politischen Auftrag bereits in den 1970er Jahren mit der Vermittlungsarbeit für Randgruppen befassten, wovon „alte Hasen“ der Museumspädagogik zu berichten wissen.

„Das Museum für alle – Imperativ oder Illusion“, unter diesem Titel bot das erfreulich gut besuchte Internationale Bodensee-Symposium von ICOM Schweiz (Federführung), ICOM Österreich und ICOM Deutschland in einer klug strukturierten und mit vielen spannenden Beiträgen ausgestatteten Tagung die hervorragende Möglichkeit einer aktuellen Standortbestimmung. ICOM Präsident Hans-Martin Hinz erinnerte in seinem Grußwort zum Auftakt daran, dass in den drei Komitees ein Viertel aller Mitglieder von ICOM organisiert sind, verwies aber zugleich darauf, dass sich der Weltverband gerade auch dort, wo die Mitgliedszahlen deutlich geringer sind, um Plattformen für eine qualifizierte Diskussion dieser museologischen Fragen bemüht. Für den asiatischen Raum wurde dafür

2013 gemeinsam mit ICOM China das „ICOM International Training Centre for Museum Studies“ im Palastmuseum in Peking einrichtet.

Roger Fayet (Präsident ICOM Schweiz) eröffnete die Tagung, indem er die geläufige chinesische Redewendung: „Wenn ein Weiser auf den Mond zeigt, schaut der Einfältige auf den Finger“ hinterfragte.

Welcher Perspektive der Vorzug zu geben sei, der Blick in die Ferne oder das Interesse am Naheliegenden, sollte sich an den Bedürfnissen und der Disposition der Rezipienten orientieren, meinte Fayet. Dadurch könnten Barrieren, bedingt etwa durch geistige Behinderung, fruchtbar überwunden werden. Eine Überlegung, die sich ohne weiteres mit einer 30 Jahre früher, beim Bodensee-Symposium in Lindau 1985 vorgetragenen Analyse des Soziologen Heiner Treinen in Verbindung bringen lässt: „Die (...) Anziehungskraft auf Besucher und die Effekte von Museumsbesuchen selbst (...) sind von den Bildungs- und Informationsinteressen der Adressaten direkt abhängig.“ Museen, so Treinen, haben massenmedialen Charakter und verbreiten symbolische Inhalte an ein heterogenes Publikum. Die Multiperspektivität verbietet eine Hierarchisierung der Erkenntnismöglichkeiten potentieller Besucher. Es gibt wohl aber auch keinen Grund, die fachwissenschaftliche Perspektive, die das Museum als Instrument der Forschung und des Erkenntnisgewinns seit Jahrhunderten vorangetrieben hat, außer Wert zu setzen.

Eine anschließende Podiumsdiskussion mit Vertretern verschiedener Einrichtungen, die sich in der Schweiz um die Erschließung der Museen für unterprivilegierte Gruppen bemühen, fächerte einen Strauß von Best-Practice-Beispielen auf. Explizit plädierte Hans-Konrad Schmutz (Naturkundemuseum Winterthur) dafür, auch die Reparatur von gesellschaftlichen Defiziten als Museumsaufgabe anzusehen, und sprach mit Bezug auf museumspädagogische Aktivitäten in der Ukraine vom Beitrag des Museums zur Stabilisierung von Gesellschaften. Über die Nutzung des Museums mit Alzheimerpatienten zu therapeutischen Zwecken berichtete Karin Wilkening (Zentrum für Gerontologie, Zürich). Auf die Frage, ob er in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Museumsstiftung St. Gallen sich Ähnliches in seinen Häusern vorstellen könne, entschlüpfte dem Kantonsrat Arno Noger die Bemerkung, dass die Finanzierung solcher Projekte durchaus auch von der Klinik geleistet werden könne. Damit wurde ein bekanntes Dilemma sichtbar, das sich wie ein roter Faden durch die Diskussion in der Museumslandschaft zieht. Von verschiedenen

Seiten werden hohe Anforderungen gestellt, die Finanzierung der oftmals personalintensiven Aktivitäten bleibt meist im Ungefähren.

In einem inspirierenden, mit Blick auf die Markenbildung gehaltenen Vortrag bot Matthias Henkel (Berlin, Vorstand ICOM Deutschland) eine sinnlich-metaphorische Annäherung an das Thema Audience Development. Er plädierte für die Entwicklung des Museums als „Third place“ (Ray Oldenburg) in Sinne eines kuratierten, emotionalen und objektzentrierten sozialen Versammlungsortes zwischen dem Zuhause und dem Arbeitsplatz: Nicht „Kultur für alle“ sondern „Kultur mit allen“. Zugleich hob er die Objektzentrierung als Alleinstellungsmerkmal des Museums hervor, ähnlich wie Elisabeth Tietmeyer (Museum Europäischer Kulturen, Berlin). Auf 15 Jahre Erfahrung mit partizipativen Ansätzen in ihrem Haus zurückblickend, betonte sie einerseits deren Notwendigkeit und Fruchtbarkeit, gerade bei der Herstellung des Gegenwartsbezuges im Museum. Andererseits wusste sie neben den Vorzügen auch die Grenzen aufzuzeigen. So sind in Partizipationsprojekten erworbene Gegenstände mitunter kaum in museale Sammlungskonzepte einzuordnen, weil deren subjektiver Objektbezug nur ein Narrativ darstellt. Das Museum kann, so ihre Einschätzung, nur in gewissem Umfang als Plattform für unterschiedliche Zielgruppen dienen, die Kernarbeit mit den historischen Sammlungen muss unter dem Primat der von den Kuratoren vertretenen Fachwissenschaft bleiben. Auch fehlt es an Nachhaltigkeit, wenn das Partizipationsinteresse der Zielgruppe nicht auf Dauer angelegt ist. Nach Tietmeyers Erfahrung kommen partizipatorische Apelle in der Regel aus dem Museum heraus, und weniger vom Publikum. Museen seien gut beraten, bei der Suche nach neuen Zielgruppen ihre alte Stammkundschaft nicht zu verlieren, diejenigen Besucher, die ins Museum gehen, um Sammlungsobjekte zu studieren.

Die Vielfalt der gebotenen Tagungsbeiträge machte deutlich, dass es keine Patentrezepte gibt. Jedes Haus muss Konzepte entwickeln, die auf den jeweiligen Museumsauftrag, auf die Sammlung und auf das je unterschiedliche Publikum reagieren. Regula Schorta (Abegg-Stiftung Riggisberg) machte deutlich, dass ein Museum mit angeschlossenem Forschungsinstitut zwar durchaus offen für alle sein könne, diese Offenheit aber keineswegs durch Abstriche am Qualitätsanspruch erkaufen wolle. Von der Aufstellung von Verkleidungskisten habe man in dem auf Textilkunst spezialisierten Museum bisher

abgesehen. Das Archäologische Landesmuseum Württemberg in Konstanz berichtete dagegen unter anderem von Interpretationen historischer Themen mit Hilfe von Playmobil-Figuren. Die Ausstellungen seien bei Kindern und Familien äußerst beliebt, doch könnten bei weitem nicht alle Museumsthemen in diesem Sinne „barrierefrei“ aufbereitet werden.

Auch eine partizipativ maßgeschneiderte Einrichtung, wie das vor fast 30 Jahren im Zusammenhang mit der oberösterreichischen Landesausstellung „Arbeit - Mensch - Maschine“ entstandene Museum in Steyr muss sich immer wieder neu erfinden, wie Katrin Auer (Museum Arbeitswelt Steyr) berichtete. Das Museum war dem Bedürfnis der Beschäftigten entsprungen, der Geschichte der industriellen Produktion der Region dauerhaft einen musealen Ort zu widmen. Bei einem Relaunch mit künstlerischen Interventionen unter dem Titel „working\_world.net“ war dann der Stallgeruch der industriellen Arbeiterschaft etwas verloren gegangen. Jetzt reorganisiert sich das Haus unter Einbindung zahlreicher Gruppen mit neuen Zielen, auch vor dem Hintergrund einer veränderten sozialen Situation mit gestiegener Arbeitslosigkeit. Die Geschichtserzählung soll bei den Potentialen beginnen, die ihr innewohnen, um Entscheidungsspielräume sichtbar zu machen. Das Konzept folgt der Vorstellung der „Lernprovokation“ im Sinne von Oskar Negt und lässt einen starken (einseitigen) gesellschaftspolitischen Impetus erkennen, der in der Diskussion auch die Frage nach der notwendigen Neutralität eines Museums aufbrachte.

Eine relativ junge Entwicklung mit erheblichem Mobilisierungspotential stellen die neuartigen Natur- und Science-Museen dar. Dazu gehört die Inatura in Dornbirn, die von Ruth Swoboda vorgestellt wurde. Mit anschaulichen Darstellungen der Funktionen des menschlichen Körpers, von Lebenswelten und von physikalischen Gesetzmäßigkeiten, interaktiv und multimedial aufbereitet, trifft das Haus auf lebhaftes Interesse von Kindern aller Altersstufen, die mit der Familie kommen, aber auch mit der Schule. Schulklassen lassen sich wegen des breiten Angebotes zunehmend auch zu Wiederholungsbesuchen motivieren.

Die junge amerikanische Museumsforscherin Sarah Franke (Frankfurt am Main) schließlich ging in ihrem sehr fundierten Beitrag auf die Thematik der vielsprachigen Museumslandschaft im Vergleich zwischen den USA und Deutschland ein. Im Zeitalter der Migration und der Globalisierung, so Franke, sei Mehrsprachigkeit eine grundlegende Frage der Zugänglichkeit. Doch zielte ihr Ansatz weniger auf die Verwendung einer lingua franca, wie sie von touristischen Besuchern gerne akzeptiert wird, sondern auf die Einbindung vieler Muttersprachen im Sinne der Partizipation von Minderheiten. Der Vergleich USA-Deutschland machte auch die gesellschaftlichen Unterschiede deutlich: Während in den USA nicht-anglophone Bevölkerungsgruppen so groß und so zahlreich sind, dass eine Kommunikation in einer einheitlichen Landessprache kaum noch vorstellbar erscheint, wird in Deutschland dem Spracherwerb als Mittel der Integration große Bedeutung beigemessen. Deshalb werden kulturspezifische Programme für Schulklassen mit hohem Migrantenanteil beispielsweise in Deutsch angeboten. Vor dem Hintergrund von Kommunikationsproblemen, die unterschiedliche Ursachen haben, kann das Konzept „leichte Sprache“ durchaus eine Möglichkeit sein, Nicht-Muttersprachlern und Gruppen mit Sprachdefiziten gleichermaßen eine Einstiegschance im Museum zu bieten.

Fazit: Das „Museum für alle“ ist Imperativ und Illusion zugleich. Dem Organisationstalent von ICOM Schweiz und der Gastfreundschaft der Museen aus St. Gallen, Konstanz und Dornbirn ist es zu verdanken, dass diese Einsicht auf ebenso spannende wie entspannte Weise gewonnen werden konnte, zusammen mit einer Fülle von Anregungen und Gedanken im Austausch mit Kolleginnen und Kollegen. Das nunmehr fast vierzig Jahre bestehende Bodensee-Symposium hat sich wieder einmal bewährt.

Klaus Weschenfelder